

Liturgie und Kultur. Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst

Rezensionen

2/2016

Jürgen Bärsch:

Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes

Regensburg: Friedrich Pustet 2015, 208 Seiten,
19,95 €, ISBN 978-3-7917-2721-9

Was „Liturgie“ ist und wie sie sich in den fast 2000 Jahren der Christentums-geschichte entwickelt hat, zu dieser Fragestellung werden ältere Menschen vielleicht noch eine Erinnerung oder Praxis davon haben; jüngere Menschen des 21. Jahrhunderts werden allen- und gegebenenfalls danach auf ihrem Smartphone „googeln“; zumal in einer Gesellschaft, in der es in Deutschland mehr Hunde (6,8 Millionen) als sonntägliche Gottesdienstbesucher gibt. Wer über einen „Crashkurs Liturgie“ für „gesellschaftliche“ Gelegenheiten wie Beerdigungen, Hochzeiten oder Taufen und in ökumenischer Perspektive in die „Kultur- und Kirchengeschichte der christlichen Gottesdienste“ einsteigen will, wird kaum auf alte Hand- oder Gebet-Bücher zurückgreifen wollen, sondern findet hier einen handlichen und kompetenten Durchblick durch die „großen Etappen und Entwicklungen des gottesdienstlichen Lebens“. Diese Fragenstellungen „Warum sollte man sich mit der Geschichte des Gottesdienstes befassen?“ vertieft der Eichstätter Professor für Liturgiewissenschaft noch einmal im ersten von den 12 Kapiteln, die jeweils mit weiterführender Literatur abgeschlossen werden, was hilfreich für interessierte Leser und qualifizierte Studierenden ist.

Denn „Christen leben und glauben immer in einer bestimmten Gesellschaft und Kultur, in einem konkreten Raum und unter den Bedingungen ihrer jeweiligen Zeit. Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Ausdrucksgestalt des Glaubens. Deshalb wandeln sich „Gebet und Gesang, Kirchenbau und seine Ausstattung, Formen und Motive der Frömmigkeit“ (S. 18). Dazu stellt Jürgen Bärsch nicht nur die großen „offiziellen“ Formen der kirchlich geregelten Liturgie vor, sondern auch Andachten, Prozessionen und Wallfahrten aus den verschiedenen Epochen der Liturgiegeschichte.

Dieser Wandel wird bereits im ersten Kapitel des aus jüdischen Wurzeln erwachsenen christlichen Gottesdienstes sichtbar, u.a. im Übergang vom Privathaus zur Hauskirche und der Entwicklung des Sonn- und Ostertages. Noch spannender zu lesen ist das zweite Kapitel über die Entwicklung des Christentums zur Staatsreligion im konstantinischen Zeitalter und in der Spätantike mit der Etablierung des Sonntages, der Entwicklung des Weihnachtsfestes und der

rigorosen kanonischen Bußpraxis, die „im 5. Jahrhundert mehr in die Krise geriet, so dass sie praktisch verfällt“ (S. 41). Auch vom 4. bis 7. Jahrhundert gab es einen beachtenswerten Wandel von der frei formulierten zur verschriftlichten Liturgie vornehmlich in Rom und bei den römischen Stationsgottesdiensten.

Bevor der Autor zum großen Kapitel „der mittelalterlichen Gesellschaft und Kirche“ kommt, beschreibt er unter dem Titel „die Kirche ist ein irdischer Himmel“ die drei wichtigsten östlichen Liturgiefamilien, denn die „Differenzen im Selbstverständnis der Kirchen schlagen sich nicht zuletzt in der Entwicklung des gottesdienstlichen Lebens nieder, denn aufgrund der dezentralen Kirchenorganisation konnten sich im Osten im hohen Maße unterschiedliche Formen und Gebräuche ausbilden und festigen“ (S. 49). Gerade in der aktuellen Kriegs- und Flüchtlings-Situation „im Orient“ findet man hier gut Basis-Informationen zu den ostkirchlichen Liturgietraditionen der christlichen Flüchtlinge in Europa.

Gut beschreibt Jürgen Bärsch im großen Mittelalter-Kapitel (S. 63–84) die „Liturgisierung des Lebens aus dem schier unstillbaren Segensverlagen des mittelalterlichen Menschen“. Dazu kam die Ausrichtung auf Rom seit der Karolingischen Liturgiereform und die Visualisierung und räumliche Ausgestaltung der Frömmigkeit in allen Lebensbereichen.

Demgegenüber betonten die reformatorischen Neugestaltungen des Gottesdienstes „nur die Gnade und das Wort“ bis hin zum „Predigtgottesdienst als Grundform des reformierten Gottesdienstes“.

Das Trienter Konzil (1545–1563) zielte einerseits darauf, „die katholische Glaubenslehre und Identität zu klären und zu verteidigen und andererseits die von den Reformatoren angeprangerten Missstände zu bekämpfen und das kirchliche Leben zu erneuern“ (S. 99). Umgesetzt wurde dies nun zum einen durch die posttridentinischen römischen Liturgiebücher (u.a. 1570 Missale Romanum, 1614 Rituale Romanum) und zum anderen in einem langsamen Prozess in den einzelnen Diözesen, zumal über 200 Jahre alte Eigenliturgien fortbestehen durften.

Aber auch der Gottesdienst in den evangelischen Landeskirchen war in den folgenden Jahrhunderten vom 16. bis 20. Jahrhundert einem beachtlichen Wandel zwischen „Auflösung und Erneuerung“ unterworfen, den Jürgen Bärsch im achten Kapitel mit seinen divergierenden Entwicklungen im 19. und seiner liturgischen

Brauchen wir ein neues Evangelisches Gesangbuch? Ergebnisse einer empirischen Studie

Bewegung im 20. Jahrhundert kompakt und gut darstellt. Dieser Epoche sind auf katholischer Seite die beiden Kapitel der „konfessionellen Frömmigkeit im Barockzeitalter“ (S. 129–141) und der Bemühungen um eine „erbauliche, verständliche und zweckmäßige Liturgie im Zeitalter der Aufklärung und der restaurativen Gegenströmungen“ (S. 142–157) gewidmet. Hierzu spannt sich die Form der liturgischen Feiern von der Vielfalt der katholisch-barocken Liturgie über die „romantische Frömmigkeit“ bis „zur römischen Einheitsliturgie“.

Unter der Überschrift vom „Durchbruch des Heiligen Geistes“ werden im 11. Kapitel (S. 158–171) und 12. Kapitel die „Liturgische Bewegung“ und „die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils“ (1962–1965) kompakt und überzeugend dargestellt. So heißt es in dem Unterkapitel über die „nachkonziliare Rezeption der Liturgiereform im deutschen Sprachgebiet“ u.a. „Während fraglos ein Großteil der Priester und Gläubigen die Liturgiereform begrüßten und an deren sachgerechter Umsetzung mitarbeiteten, geht anderen der Reformprozess viel zu langsam und nicht weit reichend genug voran. Wieder andere sind von den raschen Veränderungen verunsichert und haben Angst, im allgemeinen gesellschaftlich-politischen Wandel dieser Jahre nun ‚ihre Kirche‘ nicht mehr wieder zu erkennen. Und schließlich begegnen wieder andere der Reform von Anfang an mit deutlicher Ablehnung und Kritik“ (S. 182).

Am Beispiel der außerordentlichen Wiederzulassung der vorkonziliaren liturgischen Bücher durch Papst Benedikt XVI. im Jahr 2007 sieht Jürgen Bärsch im Schlusskapitel „die Liturgische Erneuerung als bleibenden Auftrag und Herausforderung für die Zukunft“. Dazu hat er mit seiner fundierten und kompakten „kleinen Liturgiegeschichte“, die zwar nicht mit einem Stichwortverzeichnis, aber doch mit einem guten Glossar theologisch-liturgischer Fachtermini schließt, eine sehr ansprechende, hilfreiche und gut lesbare christliche „Gottesdienst-Geschichte“ vorgelegt.

REIMUND HAAS

Alfred Ehrensperger:

Der Gottesdienst im Appenzellerland und Sarganserland-Werdenberg vor, während und nach der Reformation bis ca. 1700, 4. Bd. Geschichte des Gottesdienstes in den evangelisch reformierten Kirchen der Deutschschweiz

Theologischer Verlag, Zürich 2015, 340 Seiten, 48,90 €, ISBN 978-3-290-17776-8

Wer Land und Leute rund um den Säntis kennt, ahnt, dass die Geschichte des Gottesdienstes vor, während und nach der Reformation in dieser Gegend nicht ganz unkompliziert gewesen ist. Natürlich ist Geschichte in den seltensten Fällen einfach, aber in diesem exemplarischen Fall helvetischer Kleinräumigkeit, prallten Dickschädel und Hitzköpfe besonders heftig zusammen, um dann – ebenso typisch helvetisch – mehr oder weniger friedlich schiedlich bis anno dato nebeneinander zu koexistieren. Wer Alfred Ehrensperger kennt und vielleicht schon einen der drei Bände aus der Reihe der Geschichte des Gottesdienstes in den evangelisch reformierten Kirchen der Deutschschweiz gelesen hat, ahnt, dass auch dieser Band eine Fülle von Details enthält, Quellen extensiv zitiert und minutiös, zeitweilig auch akribisch, Ortsgeschichten nachgezeichnet werden. Nach Basel, Bern und St. Gallen widmet sich der vierte Band noch einmal der Ostschweiz: neben den inneren und äusseren Rhoden des Appenzellerlandes vor und nach der Landteilung von 1597 auch dem Sarganserland-Werdenberg. Was Ehrensperger im ersten Teil zur Gesellschaft und Religion im Appenzellerland berichtet, gleicht der hügeligen Landschaft mit ihren stolzen Dörfern, Höfen und tiefen Schluchten. Die einzige Stadt weit und breit ist St. Gallen mit seinem Kloster samt Abt, der wie der Bischof von Konstanz bei den Appenzellern mehr verehrt als verehrt wurde. Schon vor der Reformation gab es Konflikte mit den kirchlichen Autoritäten. Eine wichtige Rolle spielte die grosse Eigenständigkeit der sogenannten Kirchhören – also der Kirchgemeinde eines bestimmten Ortes. Das ist die Versammlung der mit vollen Rechten ausgestatteten, ansässigen, stimm- und wahlberechtigten Ortsbürger, die mit offenem Handmehr Wahl- und Sachgeschäfte bestimmten. Die Zeit vor der Reformation ist denn auch geprägt vom Hin und Her zwischen diesen Kirchhören, dem Abt und dem Bischof. Dabei ging es um Kapellenbau, Pfrundrechte, Busswesen etc. Die störrischen Appenzeller verweigerten immer wieder die Abgabe- und Abhän-